

Cincinnati Volksblatt

Wohle an das "Volksblatt" und zu abonnieren: Cincinnati Volksblatt, Box 228, Cincinnati, Ohio.

Office: 127 S. Siebente Straße, Cincinnati, Ohio.

Verlags-Office: 1108 1/2 11th Street, Cincinnati, Ohio.

Verleger: Howard C. Story, 1108 1/2 11th Street, Cincinnati, Ohio.

Druckerei: 1108 1/2 11th Street, Cincinnati, Ohio.

Mittwoch, den 20. September 1916.

Die englische Antwort auf den zweiten Washington-Protest gegen den Postfall ist eintrüben und lautet genau so, wie die Antwort auf den ersten Protest, nämlich: Es bleibt beim alten.

Der englische Kriegsminister hat etwas von Wilson gelernt und bemüht es gegen ihn. Er sagt, die Erregung in den Ver. Staaten über seine Bemerkung im Parlament, daß es erlaubt sei, die Einfuhr, welche die britischen Zensoren aus den von ihnen geöffneter Briefen erlangen, nicht bloß für militärische, sondern auch für handelszwecke zu benutzen, sei das Wert von deutschen Agenten in den Ver. Staaten. Wilson bedient sich derselben Sprache.

Als einer der Gründe, weswegen England den amerikanischen Handel mit den neutralen Ländern durch neue Verordnungen beständig mehr unterdrückt, wird angegeben, daß es sich der Schadenersatz-Versicherung, die aus der Absperrung von neutralen Waren entsteht, entziehen will. Wenn der Handel aufgehört hat, braucht England keine Schadenersatz zu zahlen und es sorgt dafür, daß er aufhört. Dieser Vorgang verleiht aus dem Grunde Bedeutung, daß er der faulen Ausrede des Präsidenten ein Ende macht, daß die Gewalttätigkeit Englands von diesem nachträglich gut gemacht werden müssen.

Die britische Presse sieht das Ende Deutschlands gekommen, weil die Engländer und Franzosen die Linie Bapaume und Veronne so hart bedrängen und behaupten, daß wenn sie genommen ist, die Deutschen sich von Verdun zurückziehen müssen. Oben so gut könnte gesagt werden, daß die Deutschen Berlin räumen müßten, denn Veronne und Verdun liegen eine Welt weit von einander. Das Schlimmste, was den Deutschen nach Eroberung der Linie passieren könnte, wäre, daß sie einen kleinen Streifen Landes im nördlichen Frankreich aufgeben müßten. Nicht anders verhält es sich mit der Angabe, daß durch diese Klüftung ein Eisenbahnhauptstamm, das als Stützpunkt zur Eroberung Frankreichs zu dienen bestimmt ist, verloren ginge. Der wahre Schwerepunkt ist, daß die deutschen Heere ihre Linie um zehn Kilometer weiter zurückdrängen müßten und wenn dieser Rückzug stattfinden sollte, würden neue Befestigungen zur Aufnahme von Truppen bereit sein und auch schon neue Eisenbahnhauptstämme vorhanden sein. In dieser Weise können noch fünfzig Linien, wie die von Bapaume-Berome errichtet werden, ehe die Alliierten an die deutsche Grenze gelangt wären. Wie lange das dauern würde, können wir aus den bisherigen Errungenhaf-

ten der Alliierten erfahren. Es sind jetzt zehn Wochen her, daß sie diese Linie bestürmen und dabei die fürchterlichsten Verluste erlitten haben. Nach diesem Fortschritt bemessen würde es 500 Wochen, oder zehn Jahre, dauern, bis sie an die deutsche Grenze gelangen, wobei noch zu bemerken ist, daß sie noch nicht einmal diese erste Linie erobert haben. Damit ist feststehend, daß die Alliierten die deutschen Linien unter keinen Umständen durchbrechen können und wenn der Winter kommt, werden sie für alle ihre Opfer einen Erfolg aufzuweisen haben, der sie ihrem Ziel, der Ueberwindung Deutschlands, um nichts näher gebracht hat. Unter solchen Verhältnissen darf man die Behauptung vertreten, daß die Alliierten sich gezwungen sehen werden, den Kampf aufzugeben, selbst wenn es den Deutschen nicht gelingen sollte, ganz Frankreich zu nehmen, aber sie werden es nehmen, selbst wenn sie die Linie Bapaume-Berome aufgeben sollten, was, wie gesagt, bis jetzt noch nicht geschehen ist.

In einem längeren Artikel, der von den Annahmen Großbritanniens gegen unser Land handelt, sagt die Chicagoer Tribune: Wenn Amerikaner der Ansicht sind, daß England einen Kampf für die Rechte und die Freiheiten der Ver. Staaten führt, dann sei es eine Feigheit, wenn die Amerikaner England nicht zu Hilfe kommen. Kämpfe England nicht für die Ver. Staaten, so sei es eine Feigheit, daß die Ver. Staaten sich dessen Gewalttätigkeiten gefallen lassen. Diese Darlegung läßt ebenso Muth, wie Verstand vermischen. Ein Amerikaner darf unter keinen Umständen zugeben, daß er England brauche, um seine Rechte zu verteidigen. Wenn diese angegriffen werden, kann und soll er sich selbst verteidigen und es ist unsinnig, überhaupt den Fall zu erwägen, daß England für jemand anders kämpfe, als für sich selbst. Es hat den Krieg angezettelt, um Deutschland als unangenehmen Handels-Konkurrenten an die Wand zu drücken. Es hat dabei wieder an die Ver. Staaten, noch an irgend ein anderes Land, sondern nur an sich selbst. Um jedoch seine Kaufkraft und seine Brutalität zu maskieren, behauptet es, daß es für die Rechte der kleinen Staaten einstehe. Fürs Erste hat Deutschland diese Rechte gar nicht gefährdet; es verlangt von Belgien nicht sein Land, sondern nur ein Durchzugsrecht. Was das betrifft, wurde, wie von Luxemburg, hat es die Souveränität des Kleinlandes geachtet und für allen Schaden vollen Ersatz geleistet und wie Deutschland guten Grund hatte, das Durchzugsrecht zu verlangen und es sich zu nehmen, als es verweigert wurde, lehrt das Beispiel Griechenlands. Genau so wie dieses von den Alliierten gezwungen wird, sein Gebiet als Kriegsschauplatz herzugeben, genau so wäre es mit Belgien geschehen. Was England mit seinem Verhalten gegen die Ver. Staaten beabsichtigt, entspricht genau seinem Verhalten gegen Griechenland. Es will alle neutralen Nationen zwingen, ihm Beistand zu leisten und zwar zu dem Zweck, sie ebenso, wie die verbündeten Länder aus dem Weltbühnen herauszufallen. Es ist daher nichts als eine Verdrehung der Wahrheit, wenn gesagt wird, daß England für die Ver. Staaten kämpft. Es verüßt sie nicht bloß zu unterjochen, sondern es hat sie schon unterjocht und es ist eine nationale Schmach, daß es dabei wird, wofür wir jedoch Wilson allein verantwortlich halten.

Bekämpfung des Schutzzölles.

Die Anhänger Wilsons erzählen, daß eine Erhöhung der Zölle einen Rückgang in der Ausfuhr bewirken und damit auch unsere große Gold-Reserve verschwinden würde. Das ist in der Theorie richtig, hält aber vor den Thatsachen nicht stand, die doch nur allein maßgebend sein können. Werden diese berücksichtigt, so ist auf der Stelle klar, daß wenn keine Erhöhung der Zölle stattfindet, gerade das Eintreten wird, was die Anhänger Wilsons befürchten. Es ist geradezu selbstverständlich, daß nach Beendigung des Krieges alle Länder ohne Ausnahme die größten Anstrengungen machen werden, in unseren Markt einzudringen, weil ihre eigenen Märkte in Folge der durch den Krieg hervorgerufenen Verzerrung wenig aufnahmefähig sein werden und weil sie den Zwang unterliegen, sich Gold zu beschaffen, welches nur bei uns zu haben ist. Wenn unsere Zölle so niedrig bleiben, wie jetzt, wird das Ausland uns mit seinen Waaren überfluten. Daraus muß eine Bilanz gegen uns entstehen, welche uns eine entsprechende Menge Goldes entzieht. Es wird nun gesagt, daß wir bei billiger Fabrikation, welche unter hohen Zöllen nicht möglich sei, unsere Einfuhren mit Ausfuhren bezahlen könnten, demnach unsere Goldbestände vor Entleerung bewahren und unsere Fabriken in Gang halten könnten. Das ist wieder in der Theorie, noch in der Praxis richtig, wenigstens soweit es unser Land betrifft, da unsere Ausfuhren zu allererst in Rohstoffen und Halbprodukten bestehen. Diese wird das Ausland immer beziehen müssen, wie das ja auch geschehen ist, unsere

Zölle sehr hoch waren, fast zu hoch. Was wir vor Augen halten müssen, ist unsere Fabrikation von Fertigwaren und wir können hierin dem Ausland keine Zugeständnisse machen, weil die unsere Fertigwaren nicht hereinläßt. In beschränktem Maße haben wir wohl auch solche Waaren ausgeführt, aber auch das wird jetzt aufgehört, da die alliierten Länder sich für das Prinzip der Selbsthaltung entschieden haben, worunter zu verstehen ist, daß nichts vom Auslande gekauft werden soll, was in eigenen Lande hergestellt werden kann und um das zu erzwingen, werden alle Fertigwaren mit Verbotsschildern belegt werden. Daraus würde sich für unser Land unter dem jetzigen Tarif ergeben, daß das Ausland mit seinen Fertigwaren die Ver. Staaten überflutet und daß wir unsere Fertigwaren, so wenig das bis jetzt auch gewesen ist, nicht im Ausland verkaufen können.

Die Anhänger Wilsons behaupten, daß uns die Märkte von Südamerika und China nicht entgehen würden, wenn wir dortigen billigeren Waaren schiden können, demnach der jetzige Tarif beibehalten werden müsse. Das ist nicht bloß eine Selbsttäuschung, sondern noch etwas Schlimmeres: ein Versuch, unsere Fabrikanten zu täuschen, denn der Hoang, Verkauf zu machen, wird zur Folge haben, daß die europäischen Firmen durch billige Preise unsere Konkurrenz in jenen Absatzgebieten ebenso herabzudrücken werden, wie in unserm eigenen Lande und sogar in noch größerem Maße. Die europäischen Länder haben von jeher nach dem Auslande sehr billig verkauft und sich durch hohe Preise in ihren Ländern dafür schadlos gehalten. Das wird nunmehr in größerem Maße, als je zuvor der Fall sein, da sogar England Schutzzölle einführen wird. Es ist eine eigenartige Zumuthung, daß wir unsere Zölle so niedrig belassen wollen, wie sie gegenwärtig sind, während andere Länder sie erhöhen. Klein ist es auch mit hohen Zöllen die Möglichkeit gegeben, einen Außenhandel zu errichten, wenn wir den Beispiel der schwedischen Länder Europas folgen, daß wir hohe Zölle nur auf Fertigfabrikate legen und die Rohstoffe, die wir brauchen, frei hereinlassen.

Freilich wird eine Sachlage eintreten, auf welche die Demokraten beständig hinweisen werden, wie sie es bisher geübt und dadurch einen gewissen Eindruck gemacht haben, nämlich, daß wir unsere Waaren im Auslande billiger verkaufen, als im Inlande. Dieses demokratische und bemaßigte Argument darf das amerikanische Volk nicht beachten, wenn es nicht industriell zu Grunde gerichtet werden will. Alle Länder der Welt haben den Außenhandel in solcher Weise entwidelt und jetzt wird sogar England das Gleiche thun. Es wird in europäischen Ländern nicht bloß den Fabrikanten gestattet im Inlande einen höheren Preis zu berechnen, als im Auslande, sondern die Regierungen gewähren ihnen noch allerlei Vergünstigungen, wie niedrigeren Stadttarifen, sowie die Eisenbahnen Staatsbesitzthum sind. Ihr Prinzip ist, keine Fertigfabrikate ins Land hereinzulassen und möglichst viele hinauszuführen. In dieser Weise müssen wir ebenfalls verfahren, wenn wir uns im Inlande behaupten und im Auslande etwas ausrichten wollen. Das kann aber nicht unter den jetzigen Zöllen geschehen, sondern ist nur unter einer wesentlichen Erhöhung unseres gegenwärtigen Tarifs möglich.

Wiesbaden in der Kriegszeit.

Von Heinrich Lee (Berlin.) Als die Mobilmachung erfolgte, waren von den 22.000 Fremden, die damals in Wiesbaden weilten, nach wenigen Tagen nur noch 8000 übrig. Außer dem rein Charitativen Zweck, den die Anstalt verfolgt, ergriff sich noch nebenbei, daß auf diese Weise der Ruf der deutschen Wäber auch in solche Theile des Auslandes getragen wird, wo sie bisher noch nicht genug bekannt waren. Das bezieht sich ganz besonders auf unsere türkischen Bundesbrüder. Der rein materielle Gesichtspunkt tritt dabei wohl in den Hintergrund, denn die türkischen Offiziere sind nicht reich, jedenfalls lange nicht so begütert wie zum Beispiel die Bulgaren, die meist sehr wohlhabende Auswanderer sind. Ein großes Interesse wird den türkischen Heeren bei dem weiblichen Theil des Auswärtigen nachgesagt, zumal bei dem Namen sind sie stets von einem großen Damentheile umgeben. Ja wurde zum Abend in das Offizierslokal des Heims eingeladen und der Unteroffizier zwischen den Bulgaren und Türken fiel einem schief dabei in die Augen. Die Bulgaren kramten und kramten, ganz wie deutsche Offiziere — auch der blaue Interimsoffizier, in dem sie er-

aus dem Auslande im vergangenen Jahr gegen das Jahr vor dem Kriege einen Rückgang von 33 Prozent, der Besuch aus dem Inlande einen solchen von 40 Prozent. Im Jahre 1913 war England mit 5554, Rußland mit 9341, Nordamerika mit 5726 und Holland mit 7843 Personen vertreten. Im Jahre 1915 sanken die Ziffern auf 43, 139, 269, 626. An Einnahmen für Kurorte brachten die ersten drei Kriegsmo-nate einen Rückgang von 159,238 Mark oder 91 Prozent und die nächsten zehn Monate einen solchen von 339,991 Mark oder 48 Prozent. Dagegen hat sich der Verkehr in diesem Jahr wieder so gehoben, daß er bis zum April den vom Vorjahr schon wieder um 5000 Personen übertraf.

Es war Mitte Juni, als ich diesmal nach Wiesbaden kam. Die Frühjahrsjahreszeit war beinahe schon vorüber, und der Verkehr in der Wiesbadener Kurzeit, Wiesbadens Kurzeit, hielt sich, noch beinahe durch das Regenwetter, in behaglichen Grenzen. Die eleganten, neuesten Toiletten, die man zu anderen Zeiten hier bewundern kann, waren von dem Ernst der Zeit verdrängt und hatten zum Theil der Farbe der Trauerflag gemacht. Sonst als Kurort nicht weniger besucht wie als Heilbad, stellte sich Wiesbaden diesmal schon in der äußeren Gestalt ganz als letztes dar. Das drückt sich auch in den Veranstellungen der Kurstadt aus. Es finden nicht mehr die berühmten Feuerwerke statt, keine Neumens noch sonstige gefälligen Feiern bieten dem Vergnügungsbedürfnis und dem Muth mehr die Hand, und selbst das Programm der Konzerte wird von dieser Stimmung beherzigt. Dafür werden dem Musikfreund unter Mitwirkung von ersten Kräften Genüsse anderer Art dargeboten, und es ist der Umstand und dem Talente des Kurdirektors, Major v. Schmeper, des früheren Adjutanten Capriotti, der sich um allgemeinen Bekanntheit benachrichtigt von seinen Posten in den Ruhestand zurückziehen will, zu danken, wenn sich das Publikum durch den Ernst der Darbietungen nicht benachteiligt fühlt. Allerdings schreikt die Stadtverwaltung in der Aufrechterhaltung eines abgesehenen Unterhaltungsprogramms auch vor keinen Kosten zurück. Gerade Wiesbaden bietet ein überaus gutes Beispiel dafür, von welchem Vortheil es für einen Badeort in solchen Zeiten ist, wenn er nicht vom Festhalte und dem ihm auferlegten Restabilitätsbedürfnis abhängig ist, sondern sich dem weiter schauenden Blick seiner eigenen Bürger anvertrauen darf.

Zu den schwereren Schlägen, von denen Wiesbaden durch den Krieg getroffen wird, gehört in erster Reihe der Wegfall der Festspiele und das Ausbleiben seines berühmtesten Gastes, des Kaisers. Um so zahlreicher haben sich als Gäste die turbedrängten Feldgrauen eingestellt. Eine eigenartige, für Wiesbaden ganz neue und erst durch den Krieg geschaffene Erscheinung unter dem der Straßen belebenden Militär sind die türkischen Offiziere, schon auffallend durch die braune Uniform und die hohe Pelzmütze. Es sind Gäste des in Wiesbaden ansässigen Deutschen Offiziersgengesangsvereins, einer aus freiwilligen Spenden entstandenen Anstalt, die für verwundete, erkrankte oder sonstwie erholungsbedürftige Angehörige der österreichisch-ungarischen, ottomanischen und bulgarischen Arme und Marine bestimmt ist und ihnen vornehmlich kostenfreie Aufnahme und Verpflegung in geeigneten Hotels und Pensionen, ärztliche Behandlung, die nöthigen Arzneimittel sowie freien Zutritt zu allen Kurveranstaltungen und dem künftigen Theater verschafft. Die Behandlung erkrankter besonders auf den Folgen von Verwundungen mit Anodienröhren, rheumatische und ähnliche Erkrankungen, Gelenkerkrankungen, Entzündungen der Luftröhre (auschließlich Tuberkulose), nervöse Erkrankungen, Jschias, Neuralgien und kompensirte Herzfehler. Je nach Art des Leidens werden die Patienten durch das Gesehungsheim auch nach auswärts, so nach Wiesbaden, Friedrichroda, Harzburg, Homburg, Nauheim und Wittbad geschickt. Außer dem rein Charitativen Zweck, den die Anstalt verfolgt, ergriff sich noch nebenbei, daß auf diese Weise der Ruf der deutschen Wäber auch in solche Theile des Auslandes getragen wird, wo sie bisher noch nicht genug bekannt waren. Das bezieht sich ganz besonders auf unsere türkischen Bundesbrüder. Der rein materielle Gesichtspunkt tritt dabei wohl in den Hintergrund, denn die türkischen Offiziere sind nicht reich, jedenfalls lange nicht so begütert wie zum Beispiel die Bulgaren, die meist sehr wohlhabende Auswanderer sind. Ein großes Interesse wird den türkischen Heeren bei dem weiblichen Theil des Auswärtigen nachgesagt, zumal bei dem Namen sind sie stets von einem großen Damentheile umgeben. Ja wurde zum Abend in das Offizierslokal des Heims eingeladen und der Unteroffizier zwischen den Bulgaren und Türken fiel einem schief dabei in die Augen. Die Bulgaren kramten und kramten, ganz wie deutsche Offiziere — auch der blaue Interimsoffizier, in dem sie er-

schienen, gleich bis auf die dritten Achselfestler, ganz dem des preussischen Offiziers — moegen die Türken, durch ihren bequemen, weiten Rock auch äußerlich nicht beengt, sich wie schlichte Zivilisten bewegten. Während die Bulgaren ein tadellofes Deutsch sprachen, konnte man sich mit den türkischen Herren nur auf französisch verständigen, und ein preussischer Oberst, der das Dolmetschamt übernommen hatte, mußte dies schließlich mit heiterer Resignation an einen jungen Leutnant abgeben, der eben mit seinen Sprachkenntnissen frisch aus Belgien kam. Die Unterhaltung drehte sich natürlich um Krankheitsgeschichten. In einem Bagarett, so erzählte einer der Herren, lagen zwei Verwundete nebeneinander, jeder mit einem Beinabschaben. Beide wurden von demselben Maschinengewehr, einem noch etwas ungeschickten Anfänger, der dem einen der beiden jedesmal die befalligen Schmerzerregte, während der andere sich unter den Händen dieses Mannes ausnehmend wohl zu fühlen schien. „Mensch, sag bloß“, fragte ihn der Schmerzausgeladte, „wie machst du denn das, daß dir der Kerl nicht wehtun?“ — „Ganz einfach“, erwiderte dieser. „Ich halte ihm das gesunde Bein hin.“ Auch einen Auftrag habe ich auszuführen. Die Wüchserwoche stand gerade vor der Thür und es wurde davon gesprochen, was für Wäber ins Feld geschickt werden sollten. Die einmüthige Antwort lautete: Um Himmels willen keine Kriegsbüder! Krieg hat man draussen genug. Am vollkommensten ist etwas Unterhaltbares, besonders Lustiges, es braucht nicht einmal Unterhaltbarkeit auf die Literaturgeschichte zu haben. Auch gute Kriminalgeschichten werden nicht verschmäht und ein Juchel, der mit am Tische saß, eröffnete nicht ohne Raune der Korona, er hätte den ganzen Nic Carier zu Hauve und stelle ihn hiermit dem Kriegsheer gern zur Verfügung.

Wie wird es Wiesbaden nach dem Kriege gehen? lautet eine Frage, die am Kochbrunnen viel erörtert wird. Man weiß das man vorläufig auf den Besuch aus Heimbildung zu verzichten haben wird, hofft aber, darin Erlaubnis zu finden, daß auch das deutsche Publikum diese Gebiete einstmals mitlangsam wird, und rechnet also auf Erlaubnis aus dem Inlande. An Zahlungsfähigkeit dürfte dieses Publikum allerdings verzeichnen. Auch mit den zahllosen Kriegsteilnehmern, die zu Rheumatismus und Jschias gekommen sind, wird gerechnet und das alles dürfte künftighin den Charakter der Wiesbadener als Heilbad gegen den als Kurort nach mehr hervortreten lassen. Zwar steht ein Theil Wohnungen leer, aber man erwartet nach dem Kriege starren Zugang, z. B. von verabschiedeten Offizieren, auch von verwaisenen Hinterbliebenen und nicht zuletzt von reichgewordenen Heeresleuten. Schon jetzt sind die Spediteure der Wiesbadener Spediteure mit Möbeln von Familien, die sich nach dem Kriege in Wiesbaden niederlassen wollen, überfüllt. Der Markt ist durch die Erhaltung des nöthigen Waagelandes für den zu erwartenden Zugang schon Vorleistungen getroffen und alte Leute erinnern sich, daß die Entwicklung von Wiesbaden zu einer Pensionatsstadt von großen Stills gerade nach dem Kriege 1870 bis '71 eingeleitet hat. So steht man mitten in der Kriegszeit der Zukunft mit Vertrauen entgegen.

Am Eingang des Kurparks steht der benagelte Stegried und Generalintendant Graf Hülsen-Haeseler, Wiesbadens Ehrenbürger hat ihm in der betreffenden Festnummer des Jahresheftes folgende schwingvolle Verse gewidmet: Jungsiegfried, laufe fest dein treues Schwert, Das eigne Kraft im heiligen Joren geschleibet. Zu Streich auf Streich, bis daß den deutschen Heer Ein unüberwindbar fester Wall umfriebe. Jungsiegfried; Bis dir der Völkerehre Frühlingsturm Den frischen Gruß von freien Meeren bringe. Und über deutsches Land von Thurn zu Thurn Das Paz obiscum durch die Herzen klinge! Jungsiegfried!

Kampf im Waldgebirge.

Von Eugen Szatmari, Igl. ungar. Sanitäts-Offizier. In den stilles Karpathen, im August. Der Krieg hat hier die Tarnung der Fichten aufgeleitet. Er ist unsichtbar und unabwehrbar geworden, er vertritt sich in den dunkelgrünen, trostigen Waldungen, in den tiefen, stillen Schluchten, in tiefen Wäldern, deren Boden schnelle Torren aufsprühten, er drückt sich hinter den Ästen, nur mit düstern Moosbewachsenen Granitsteinen, die auf dem grünen Körper der Berge liegen. Der Krieg gestülft sich in getüfteten Gebirge. Aus lauter Thel-

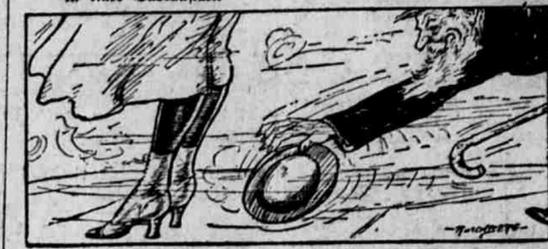
Wirkung des Temperaturkurzes.



„Danke“ erhält wie üblich die Sommerausrüstung „zur Aufbewahrung“.



„Heute gehe ich aber nicht zum Stellbüchlein mit Kommu.“



Ein über Wind, der niemandem etwas Gutes bringt!

ationen, aus tausend kleinen Episoden besteht der Kriegenlauf. Hier sitzen nicht Brigaden und Divisionen durcheinander, hier kämpfen nur Züge und Patrouillen, sie kämpfen einen hühen, schleichen den Kleinkrieg, einen riesigen Guerillakrieg, der sich langsam, mühselig und schraubend von Felswand zu Felswand, von Berg zu Berg, von Baum zu Baum vorwärts schraubt. Fast ist es hier, als kämpfte Mann gegen Mann jeder seinen eigenen Krieg. Ein einziger Scharfschütze vermag manchmal Hunderte des Feindes aufzuhalten, ein Maschinengewehr vermag den Weg von Tausenden mit seinem Toberegen zu sperren. Hier gibt es keinen Sturm, hier gibt es keinen Angriff mit zehn Truppenverbänden, es sind nur ein paar Stunden — hier gibt es nur ein mühseliges, eigenartiges, des Klettern, und auch der Kampf fließt langsam von Fels zu Fels, schlingt sich durch die Wälder, legt sich auf den engen Felswegen fest. Es muß um jede Felswand stundenlang gekämpft werden, und jedem Berg gilt eine besondere Schatzkammer.

Kein Mensch ist zu leben. Aus manchen, selten klammert vor den Augen des Beobachters etwas Helles im dunklen Walde auf, dann weiß er — dort ist Bewegung, dort muß der Feind sein, und die Geschütze öffnen ihre donnernde Rede. Sie juchzen die Sprache hier im Walde. Das Geknatter der Gewehr erstickt, der Wald erwidert die Stimme der Hülsen, über das Donnern der Kanonen kamm er aber nicht Hört werden. Es donnert unsichtbar aus dem Walde herab, es heult in der Luft über die Fichten, es poltert und tracht, als würde sich der Wald in Schmerzen und gäbe in ohnmächtiger Wuth furchtbare Töne von sich. Rauchfahnen träufeln aus dem Walde, als würde es irgendwo brennen, — es sind nur die freiziehenden Wolken der Schrapnell.

Der Wald ist uns ein treuer Verbündeter. Sein grüner Ueberhang umgürtet die Berge, deren jeder einzelne eine Festung für sich ist, eine aus Granitsteinen erbaute, waldbeganzte Festung. Der Wald deckt uns, wir überhaupt den ganzen Kampf. Unverwundbar, wie hingegabert, saulen die Geschosse über der Luft herab, das Kugelfeisen verhandelt sich im Echo des Waldes und kummt wie eine über Wald und Berg und spannt Riesenschnüre. Bei jedem Schritt in dunklen Wald erwartet eine neue Ueberwindung der herantretenden Feind. Anfangs bekannte er den Wald. Rollenpatrouillen kamen auf den Baumstümpfen herangeritten — keiner lebte zurück. Meitende Batterien verprügelten sich in rasendem Galopp über die Talflänge zu juchzen — sie wurden weiches zusammengebrochen. Ganze Bataillone verfluchten Verfügen zu hütern, über Feld und Geröll, — von tausend Mann bilden achtundvierzig Regter und Isolieren mit dem aufspringenden Gesein in die Tiefe. Jetzt sind sie über klüger geworden und haben sich die Kampfmethode der Gebirge zugeeignet, — das Schließen, das einzelne Klettern, den Sprung von Felsblock zu Felsblock, von Baum zu Baum.

So kämpft der Wald. Und in seinem dunklen Laub spannt sich von Baumstamm zu Baumstamm weisse

Konzer im Eden Park.

Für das Konzert im Eden Park am nächsten Sonntag Nachmittag, das letzte der Saison, hat Kapellmeister John C. Weber das folgende Programm aufgestellt: Trauermarsch „Caprin“ (Zur Erinnerung an Herrn Geo. B. Cox). „Wiener Felsenoperette“ . . . Suppe „Caprice Brillante“ . . . Scherzer „Kornellose des Herrn Aug. D. Schaefer. Melodien aus der Oper „Aida“ . . . Verdi. Melodien aus „The Only Girl“ . . . Herbert. Intermezzo „Nächtlicher Schatten“ . . . Frieblaud. „Die letzte Hoffnung“ . . . Gottschall. Amerikanisches Liedersportett . . . Rantz.